

175g  
Nekr G

Nekr G 0021

Rekonstruktions-Exemplar

Zur Erinnerung

an

Gustav Glogau

geboren

am 6. Juni 1844 zu Laukischken (Ostpreussen)

gestorben

als Professor der Philosophie an der Universität Kiel

am 22. März 1895 zu Laurion (Attika).

Gedächtnisrede

gehalten

an der Christian-Albrechts-Universität

am 11. Mai 1895

von

✓  
Paul Deussen.

STADTBIBLIOTHEK

ZÜRICH

Kiel und Leipzig.

Verlag von Lipsius & Tischer.

1895.



0021

# Zur Erinnerung

an

# Gustav Glogau

geboren

am 6. Juni 1844 zu Laukischken (Ostpreussen)

gestorben

als Professor der Philosophie an der Universität Kiel

am 22. März 1895 zu Laurion (Attika).

---

## Gedächtnisrede

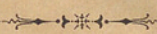
gehalten

an der Christian-Albrechts-Universität

am 11. Mai 1895

von

**Paul Deussen.**



*J 205 G  
R. Rüegg*

Kiel und Leipzig.

Verlag von Lipsius & Tischer.

1895.



## Hochansehnliche Versammlung!

Als wir zuletzt, am Schlusse des vorigen Semesters, uns hier zusammenfanden, und der aus seinem Amte scheidende Rektor es mit Befriedigung aussprach, daß das Lehrerkollegium der Universität im ganzen Verlaufe des Rektoratsjahres kein Mitglied durch den Tod verloren habe, da ahnte wohl niemand von uns, daß der Engel des Todes schon gleichsam unsichtbar über uns schwebte, daß er unter den hier Versammelten und Teilnehmenden als Opfer einen Mann ersehen hatte, von dem wir alle noch eine lange und gesegnete Wirksamkeit erwarten durften, — einen Mann in der vollen Kraft der besten Jahre, der sich eben anschickte, nach angestrebter und erfolgreicher Arbeit hinauszuziehen voll schwellender Hoffnung, um zum ersten Male in seinem Leben die Stätten des klassischen Altertums zu besuchen, — und von ihnen nicht wieder heimkehren sollte!

Diese Reise war seit langer Zeit geplant und vorbereitet worden. Sie entsprang nicht dem Bedürfnis nach bloßer Erholung und Zerstreung, noch viel weniger den Trieben der Neugier oder Eitelkeit, — der Verewigte gehörte nicht zu dem müßigen Schwarme der Touristen, die man heutzutage ohne genügende Vorbildung und Vorbereitung und daher ohne Beruf auf dem Forum, auf der Akropolis, auf den Pyramiden Ägyptens umherklettern sieht, — nein! wenn es irgend jemandem zu wünschen und zu gönnen war, das Land der Hellenen, das Land der höchsten landschaftlichen Schönheit und der edelsten menschlichen Kultur zu schauen, — so war er es!

Denn seine Jugend war genährt worden mit dem Marke des klassischen Altertums; sein Mannesalter war unermüdlich bestrebt gewesen, den großen, hellen, freien Geist der Griechen der Jugend einzupflanzen; und bis an sein Ende stand ihm kein Philosoph höher, als sein Platon.

Wer könnte auch die Alten kennen, — wirklich kennen, ohne dafs er sie von ganzer Seele liebte, wer könnte sie lieben, ohne dafs er die Sehnsucht empfände, einmal wenigstens in seinem Leben Hellas, die Wiege unserer ganzen abendländischen Bildung, mit Augen zu schauen!

Von dieser Sehnsucht war der Verstorbene seit langer Zeit erfüllt, die Reise nach Griechenland erschien ihm als eine Lebensaufgabe, und er glaubte, dieselbe nicht länger hinausschieben zu sollen.

Ich bin jetzt fünfzig Jahre alt, so sagte er noch vor kurzem zu mir, und immer ist mir noch das Land der griechischen Philosophie dasjenige, was, wie Sie sagen, Indien für Sie gewesen sei, ehe Sie dasselbe besuchten, — ein Buch ohne Bilder. Ich möchte, fuhr er fort, diese Bilder, wenigstens was Griechenland und Italien betrifft, noch gewinnen, ehe die photographische Platte, welche sie aufnehmen soll, zu stumpf wird, um die Eindrücke mit Lebendigkeit zu empfangen und festzuhalten.

Dieser Plan fand meine volle Billigung, und die gemeinsame Durchberatung desselben und Festsetzung alles Einzelnen verschaffte mir das Glück, gerade in der letzten Zeit öfter und länger mit dem nun für immer Entrückten zusammen zu sein.

Noch erinnere ich mich, wie des gegenwärtigen Augenblicks, des letzten Abends, den er, zwei Tage vor seiner Abreise, in meinem Hause zubrachte. Da gab es noch vieles zu besprechen: Landkarten wurden ausgebreitet, Reisebücher und Kursbücher nachgeschlagen, Empfehlungen geschrieben an meine Freunde in Athen und Eleusis, in Neapel, Rom und Wien, — es wurde spät, ehe wir uns trennten. Ich geleitete ihn bis zur Hausthür, wir schieden mit warmem Händedruck, und lange stand ich noch und sah ihm nach, wie er im Dunkel der Kieler Strafsenbeleuchtung verschwand.

Vieles bewegte mich in diesem Augenblick; vor allem ein Gefühl der Freude, dafs es dem lieben Kollegen nun doch auch zu teil wurde, das herrlichste der Länder mit seinen hohen, schroffen, aus dem blauen Meere malerisch aufsteigenden Küsten und Inseln zu sehen; ich überflog in Gedanken die wohlgeplante Reiseroute, ich sah ihn im Geiste zurückkehren, voll Begeisterung über die

Fülle der Eindrücke, mit Grüßen und Nachrichten von den Freunden, unermüdlich im Erzählen, — alles dies wogte in mir hin und her, — aber dafs ich diesen Mann, der mir lange Jahre so nahe gestanden hatte, in diesem Leben, aufser in meinen Träumen, nie, — nie wiedersehen sollte, daran kam mir auch nicht der leiseste Gedanke.

Wenn es wahr ist, was viele behaupten, dafs folgenschwere, uns nahe angehende Ereignisse sich durch Vorahnungen ankündigen, — hätten solche sich nicht in diesem Augenblicke einstellen sollen?

In der Frühe des zehnten März verlies der Verewigte Kiel, die Stadt seiner elfjährigen Wirksamkeit und so vieler Freunde und Bekannten, um von nun an — von der kurzen Begrüßung eines Bruders in Berlin abgesehen — bis zum Ende seines Lebens nur unter Fremden zu weilen; aber wir dürfen, nach allen Nachrichten, die von ihm selbst und andern seitdem eingetroffen sind, annehmen, dafs die dreizehn Tage, die seinem Dasein noch zugemessen waren, zu den schönsten und glücklichsten gehörten, die seinem Leben, ja überhaupt irgend einem Leben beschieden werden konnten. „Wenn eine ähnliche Gunst in allen Dingen,“ so schreibt er aus Athen zwei Tage vor seinem Tode, „den Fortgang meiner Reise auch nur annähernd wie bisher begünstigt, dann habe ich in vollstem, ungeahntem Mafse gefunden, was ich suchte.“ Diesem Gesamturteil entspricht alles, was wir über seine Reise wissen. In Wien, wo er sich einige Tage aufhielt, war es einer meiner Freunde, Dr. Haberlandt, der sich ihm, dem bis dahin Unbekannten auf das freundlichste widmete; er führte ihn in das Wiener Volksleben ein, geleitete ihn durch die seiner Obhut anvertrauten Museen, erwirkte für ihn einen Ehrensitz in der Hofoper und empfahl ihn schliesslich weiter an seinen Bruder in Graz, wo ein halbtägiger Aufenthalt vorgesehen war. Beide Brüder gedenken in vorliegenden Briefen namentlich der auferordentlichen Empfänglichkeit und Frische, mit der der Verewigte alles, was ihm entgegentrat, ergriff. Schreibt er doch selbst von dieser Reise: „Wie ein total ausgetrockneter Schwamm sauge ich alles ein und fühle mich aufs höchste gefördert.“ Endlich hatte er die eine grofse Schneedecke, welche damals noch über ganz Deutschland lag, hinter sich und begrüfste bei Triest mit Freuden die blaue Adria. Die Zeit,

die ihm bis zur Einschiffung blieb, benutzte er zur Besichtigung von Stadt und Hafen, und lange stand er sinnend vor dem Denkmale Winckelmann's, der hier, ebenfalls im Alter von fünfzig Jahren, ebenfalls auf der Höhe der Kraft und des Erfolges, nach Italien zurückreisend, am 8. Juni 1768 ermordet wurde. Ein ähnliches Schicksal sollte, eine Woche darauf, unsern Philosophen treffen, und so mögen denn teilweise auch auf ihn die schönen Worte Anwendung finden, welche Göthe dem vorzeitig entrissenen Winckelmann widmet: „Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.“

Wohl ist es das Gewöhnliche unter den Menschen, sich selbst und andern ein langes Leben zu wünschen, und derartigen Wünschen begegnen wir in allen Ländern und bei allen Völkern, von dem vedischen Gebete, „hundert Herbste zu leben“ und dem alttestamentlichen Wunsche, „alt und lebenssatt zu sterben“ bis auf die Gegenwart herab, auch ist dies die natürlichere, und, ich möchte sagen, gesündere Auffassung des Lebens, — aber sehr bemerkenswert bleibt es doch, daß viele große Dichter und Denker dem Wunsche Worte geliehen haben, nicht alt zu werden und frühzeitig zu sterben.

So finden wir schon in der Chândogya-Upanishad des Veda ein Gebet um Hinwegnahme vor Erreichung des Greisenalters: „Nicht möge ich, der Zierden Zier, eingehen in das Graue, ohne Zähne, — das ohne Zähne, Graue, Schleimige!“

Und Sophokles bricht am Ende seiner Tage, und nachdem er selbst die Beschwerden des Greisenalters gekostet hatte, in die Worte aus:

Wer das längere Lebensteil  
Wünscht, nicht achtend des kürzeren,

Den hält thörichter Unverstand  
Ewig gebunden nach meinem Urtheil.  
Denn viel herbe Bekümmernis  
Führt langdauerndes Alter Dir  
Näher; doch es gewahrt Dein Blick  
Nirgends lautere Freude, wenn  
Du mehr verlangst, als Dein Geschick  
Willig beut, und nie genug hast,  
Bis sich am Ziele,  
Ohne Brautlied, ohne Reigen,  
Ohne Lauten, Tod vom Hades,  
Allen gemeinsam, einstellt.

Aber auch der junge, erst fünfundzwanzigjährige Göthe  
wünscht sich ein Ende vor Abnahme der Kräfte:

Ab denn, rascher hinab!  
Sieh, die Sonne sinkt!  
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen  
Ergreift im Moore Nebelduft,  
Entzahnte Kiefer schnattern  
Und das schlotternde Gebein: —  
Trunknen vom letzten Strahl  
Reiß mich ein Feuermeer  
Mir im schäumenden Aug',  
Mich Geblendeten, Taumelnden  
In des Hades nächtliches Thor!

— Das sind freilich heidnische Klänge, entspringend einer  
Weltanschauung, welche den Wert des Daseins nach dem Quantum  
des Genusses bemisst. Für die christliche Lebensauffassung, wie  
sie auch in dem letzten der großen Philosophen, in Schopenhauer,  
verkörpert uns entgegentritt, ist das Dasein ein Läuterungsprozess,  
und in diesem haben Leiden, Krankheit und Alter ihre hohe Be-  
deutung: sie sollen unser Herz von dieser Schaubühne der Eitel-  
keiten losmachen und dem Ewigen zuwenden. Darum ist auch  
den Menschen ein plötzliches, unvorbereitetes Ende im allgemeinen  
nicht zu wünschen. Wer aber wie der Mann, den wir heute be-  
klagen, seine ganze Kraft, sein ganzes Leben in den Dienst der

ewigen Wahrheit, des ewigen Guten gestellt hatte, der durfte zu jeder Zeit abgerufen werden, — er war zu jeder Zeit bereit.

Und so mögen wir getrost das jähe Ende des Verewigten, mit Bedauern für die Welt, die noch von ihm zu lernen hoffte, nicht aber mit Bedauern für ihn selbst, ins Auge fassen.

Am Sonnabend dem 16. März bestieg unser Freund in Triest die Medusa, dasselbe wackere Schiff, das auch uns vor drei Jahren zum gleichen Ziele geführt hatte; er freute sich der in der Abendsonne strahlenden Gebirgsküste Istriens, er freute sich auch der Bora, welche weiterhin das Fahrzeug ergriff und weidlich schaukelte, ohne dafs, wie er in einem in Brindisi aufgegebenen Briefe rühmte, sein Wohlbefinden dadurch irgendwie beeinträchtigt wurde. Unterwegs machte er die Bekanntschaft eines jungen deutschen Gelehrten, des Dr. Korn, der dasselbe Reiseziel hatte, und dem wir, wie die Folge zeigen wird, unsere dankbare Anerkennung schuldig sind. Von Brindisi führte eine Nachtfahrt unsere Reisenden nach Korfu, der ersten griechischen Station, wo das eigentümliche, in allen Häfen Griechenlands wiederkehrende Treiben reiche Unterhaltung und Stoff zu Reisebriefen in die Heimat bot: kaum hatte das Schiff Anker geworfen, als es von einer Schar kleiner Booten umschwärmt wurde, deren Führer wetteifernd und lärmend ihre Dienste anboten, Händler mit Apfelsinen, Photographien und mancherlei Tand kamen an Bord, eine Gesellschaft von Albanesen in malerischer Tracht stieg ein und belagerte unter allerlei Kurzweil das Zwischendeck, während gegenüber Stadt und Festung mit walddreichen Bergen im Hintergrunde in der heifsen Mittagssonne dalagen, für die Rückfahrt einen genussvollen Aufenthalt verheifsend.

Eine weitere Nachtfahrt führte an Paxos und Antipaxos, an Leukas, Ithaka und andern Inseln vorüber, bis in der Morgendämmerung die Lichter von Patras in langgezogenen Streifen sich im Meere spiegelten.

In Patras stiegen unsere Reisenden ans Land, hatten noch Zeit genug, um Stadt und Hafen mit ihrem bunten Treiben zu besichtigen und bestiegen dann den Frühzug, der sie noch am selben Abende nach dem ersehnten Athen bringen sollte.

Herrlich ist die Eisenbahnfahrt, welche an der Nordküste des Peloponneses immer hart am Meere entlang führt. Da tauchen der Reihe nach zur Linken, jenseits des sonnebestrahlten Golfes von Korinth, die ragenden Berge aller jener Provinzen von Mittelgriechenland auf, die uns so viel in unserer Jugend zu schaffen machten. Da erscheint die tiefe, dunkle Schlucht von Itea, von der man nach Delphi hinaufsteigt, da zeigen nacheinander der Parnass, der Helikon ihre schneebedeckten Häupter, bis der Kithäron, durch vorliegende Berge halb verdeckt, die Gegend andeutet, wo Attika beginnt. Nach einer Mittagspause in Korinth windet sich der Zug den Isthmus hinauf, überschreitet auf hoher Brücke den korinthischen Kanal, welcher, in gerader Linie durch die Felsen gehauen, gleichzeitig einen Durchblick links nach dem korinthischen, rechts nach dem saronischen Meere gestattet; bald öffnet sich rechts die volle Aussicht auf den saronischen Meerbusen mit Ägina und Salamis; in unheimlicher Höhe zwischen Fels und Meer führt die Bahn vorbei an dem sagenumwobenen Engpasse der Skirronischen Klippen hinab nach Megara und Eleusis, und endlich, nach langer Umwindung der Bucht von Salamis und der Vorberge Attika's, wird Athen erreicht, dessen Wahrzeichen, die Akropolis mit dem Parthenon, von überall her sichtbar ist.

Drei Tage nur waren unserm Freunde noch in Athen zu leben vergönnt, aber es waren, nach allem was wir darüber erfahren haben, drei Tage des reinsten Glückes, verbracht in den Eindrücken einer großen Gegenwart und der Erinnerung einer größeren Vergangenheit. Alle, die ihn sahen, waren erstaunt über die Lebendigkeit, mit der er allem sein Interesse zuwendete, über die unverhohlene Begeisterung, mit der er die so lange gekannte und nun endlich geschaute Herrlichkeit des Landes und seiner Denkmäler begrüßte. Athen, so meinte er, sei „doch wohl der bedeutendste Punkt der ganzen Erde“; und wer nicht der Mode folgt, kriegerische und politische Erfolge über alles zu schätzen, wer die geistige Einwirkung auf die ganze Menschheit und ihren Wert zu ermessen weiß, der wird ihm wohl Recht geben.

Der erste Besuch am nächsten Morgen galt, wie billig, der Akropolis und ihrer Krone, dem Parthenontempel, welcher, obwohl sehr beschädigt durch die Barbarei türkischer Mißwirtschaft und

die gröfsere Barbarei englischer Raubgier, in dem schönen Ebenmase seiner gewaltigen Marmormassen, seiner glänzend weissen, mit goldigem Schimmer angehauchten Säulen das bedeutendste Baudenkmal der alten Zeit, ja vielleicht aller Zeiten genannt werden darf.

Einen sehr kundigen Führer gewann der Verewigte an Dr. Buresch, an den ihn ein Kieler Freund empfohlen hatte, und der ihn am Abende in seine Familie einführte, nachdem sie den Nachmittag zu einem Ausfluge nach Kephisia am Fusse des Pentelikon benutzt hatten. Hier erfreuten sich die Freunde, unter angenehmen und belehrenden Gesprächen, der attischen Pan-Landschaft, knüpften mit diesem oder jenem Mann aus dem Volke an und besuchten in seiner abgelegenen Hütte einen vierundachtzigjährigen Greis, der, krank und abgezehrt, darüber jammerte, daß der Tod ihn immer noch nicht erlösen wolle. Wahrscheinlich lebt er heute noch, während der, welcher ihm mitleidvoll und tröstend nahe, dahin ist!

Am folgenden Morgen wurde der Lykabettos mit seiner weiten Rundschau auf die Stadt und die umgebenden Gebirge besucht, und am Nachmittag fuhren die Freunde nach dem Piräus, um bei den Dampferagenturen Erkundigungen einzuholen und den Plan für die nächsten Tage und Wochen festzusetzen. Vieles war in Aussicht genommen, eine Seefahrt nach Smyrna, ein Besuch in Delphi, eine Besteigung von Akrokorinth, — reich gefüllt war der Becher der Pläne, und durstig nahten sich ihm die Lippen, — zwischen beiden schwebte nur noch der folgende Tag, für den ein Ausflug nach Sunion verabredet worden war, der letzten nach Süden vorgeschobenen Spitze der attischen Halbinsel, auf welcher in alter Zeit ein Tempel der Pallas Athene die seebeherrschende Macht Athens weithin verkündigte, während heute von so vieler Herrlichkeit nur noch zwölf Säulen übrig geblieben sind.

Und so brach der Tag an, der so unglücklich enden sollte. Es war ein Freitag, der 22. März, der dreizehnte Tag der Reise, an welchem sich unser Freund in Gemeinschaft mit Dr. Korn zunächst mit dem Morgenzuge der kleinen Sekundärbahn nach Laurion begab, einem modernen Städtchen, in welchem eine französische Minengesellschaft bemüht ist, die von den Alten nur un-

genügend ausgenutzten Silberschlaken nochmals nachzuschmelzen. In Laurion schloß sich ein junger Schwede an, und alle drei begaben sich zu Wagen auf die Höhe des Vorgebirges Sunion. Hier bot sich den Beschauern, zu den Füßen der althehrwürdigen Reste des Athenetempels eine wunderbare Fernsicht: in der Tiefe vor ihnen das weite, offene Meer, umrahmt zur Rechten von der Küste von Argolis und zur Linken von der Inselwelt der Cykladen! Es war, als hätte die Natur, gleichsam zum Abschiede, sich noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen wollen.

Es folgte die Rückkehr zu Wagen nach Laurion, wo der Schwede sich alsbald in das Stationsgebäude begab, während die beiden Freunde bis zum Abgange des Zuges gegenüber im Freien bei einer Tasse Kaffee in angenehmer Unterhaltung salsen. Plötzlich ertönt das Signal der Abfahrt; beide eilen auf das Perron, suchen verschiedene Wagen auf, der eine gelangte mit Hülfe des Schaffners glücklich auf seinen Platz, der andere trat fehl oder glitt aus und geriet unter die Räder des abfahrenden Zuges. —

Ein Signal brachte den dahineilenden Zug zum Stehen; man sah die Leute nach hinten laufen, es hiefs, ein Unglück sei geschehen. Auch Dr. Korn steigt aus, geht zurück und erkennt mit Entsetzen in dem Verunglückten seinen Freund! Schon war der zufällig anwesende Arzt der französischen Bergwerksgesellschaft bemüht einen Notverband anzulegen; der Oberkörper war unverletzt, nur die Beine waren überfahren worden. Aber der Blutverlust war ein zu großer gewesen. Dr. Korn beugt sich über den Verwundeten und vernimmt nur noch die Worte: „lassen Sie mich von hier wegtragen.“ Dann trat eine Ohnmacht ein, welche kurz darauf in Tod überging.

Die letzten Worte des Entschlafenen scheinen zu beweisen, daß er kein Bewußtsein von der Schwere seiner Verletzung hatte, — sonst würden seine Gedanken wohl eine andere Richtung genommen haben. Für diese Annahme sprechen auch die von dem Toten genommenen Photographien; er macht auf ihnen den Eindruck eines friedlich Schlafenden; das im Leben etwas unruhige, suchende Auge ist geschlossen, und der kontemplative Zug des Angesichts kommt mehr zur Geltung.

Der Leichnam wurde nach dem Krankenhause der Miningesellschaft gebracht. Dr. Korn hielt treulich bei demselben Wacht und gab die ersten Nachrichten in die Heimat. Am folgenden Morgen wurde der Körper mittels eines von der Verwaltung zur Verfügung gestellten Extrazuges nach Athen befördert und dort einbalsamirt.

Am Montag, dem 25. März überschritt ein stattlicher Leichenzug die Brücke des, gewöhnlich wasserlosen, Ilissos — vielleicht an der Stelle, wo Sokrates mit Phädrus unter der Platane ruhte, als er das berühmte philosophische Gespräch führte; — vom Ilissosthale ging es dann weiter über den südlich gelegenen Hügel zum Centralfriedhofe, wo im Angesichte des Meeres das Grab bereitet war. Der Sarg war mit Blumen und Kränzen reich geschmückt; hinter demselben schritten der protestantische Hofprediger, der deutsche Gesandte, der Generalkonsul des deutschen Reiches, die Direktoren und Mitglieder des deutschen archäologischen Institutes und sämtliche, in Athen anwesende, deutsche Gelehrte. Am Grabe sprach der Hofprediger, dann Dr. Buresch.

Und so ruht denn unser Freund fern von seinen Lieben in fremdem Lande, aber in dem geweihten Boden Attikas unter derselben Erde, welche seinen Sokrates, seinen Platon deckt. Bald wird ein würdiges Denkmal die Stätte kennzeichnen, und manchem unter uns wird es wohl noch im Laufe der Zeiten vergönnt sein, einen Kranz auf das Grab zu legen.

Jetzt aber wollen wir dem Verewigten ein Denkmal in unserer Seele errichten, indem wir uns die Hauptzüge seines Lebens und Wirkens vergegenwärtigen, um sie dauernd festzuhalten.

Gustav Glogau wurde geboren zu Laukischken bei Labiau in Ostpreußen am 6. Juni 1844. Zwei Jahre darauf erfolgte die Berufung des Vaters als Prediger und Superintendent nach Tilsit, wo die Kindheit und die Gymnasialjahre verbracht wurden. Schon in dem Knaben zeigte sich der Grundzug des Charakters, welcher später den Mann kennzeichnete: ein ausgeprägter, mitunter etwas stürmisch auftretender Idealismus, welchem es nicht immer leicht wurde, sich dem mehr nüchternen, auf das Praktische gerichteten Sinne der Mutter zu fügen. So wenn unser junger Philosoph sich in harter Weise gegen diejenigen aussprach, denen die Wissen-

schaft jene wohlbekannte, Butter spendende Milchkuh ist. Ihm sollte sie nur die hohe, die himmlische Göttin sein, und sie ist es ihm, wie sein Lebensgang zeigt, durch alle Zeiten geblieben. Der Lieblingsdichter des Knaben war begreiflicherweise Schiller; auch er selbst versuchte sich, ähnlich wie der junge Platon, in lyrischen Gedichten und Dramen; ob er sie, ebenso wie dieser, verbrannt hat, davon wird nichts berichtet; jedenfalls pflegte er in späteren Jahren nicht davon zu reden.

Ein gesunder Sinn zeigt sich darin, dafs er, als er 1863 die Universität Berlin bezog, sich im ersten Jahre, ähnlich wie Schopenhauer, für Medicin einschreiben liefs. Denn diese belehrt uns über den äufsern Menschen, und der Weg zum innern Menschen, dem Hauptgegenstande aller Philosophie, geht durch den äufseren. Möchte nur auch die Medicin mehr und mehr sich des grofsen Vorteils bewußt werden, der ihr daraus erwachsen würde, mit ächter Philosophie Hand in Hand zu arbeiten! Es ist ja sehr notwendig und sicherlich das Erste, dafs man das vielverzweigte Zusammenspiel aller der Knochen, Muskeln und Nerven, dafs man die Organe des Leibes und ihre Funktionen genau durchforscht — aber die letztgültige, vollbefriedigende Interpretation des menschlichen Organismus, wie aller Naturerscheinungen, bleibt derjenigen Wissenschaft vorbehalten, welche unser eigenes Innere zum Gegenstande hat, weil dieses Innere der einzige Punkt ist und bleibt, an dem die Natur sich uns gleichsam von innen öffnet und einen Einblick in ihre verborgene Werkstatt thun läfst. — Vielleicht war es etwas von dieser Einsicht, was den Jüngling nach Jahresfrist bewog, das Studium der Medicin mit dem der Philosophie und klassischen Philologie zu vertauschen. Seine Hauptlehrer waren Boeckh und Trendelenburg, namentlich aber Steinthal, an den seine eigene Philosophie später anknüpfte. Nach vollendetem Quadriennium ging er, um die Mittel zum Doktorexamen zu erwerben, für zwei Jahre als Hauslehrer auf ein Gut in Polen. Dauernde Freundschaft verknüpfte ihn für alle Zukunft mit der Familie, in der er wirkte, und die noch lebende Stammherrin bestand darauf, dafs er stets, wenn er in die Heimat reiste, einige Tage bei ihr zubrachte. Im Jahre 1869 promovierte er in Halle mit einer lateinisch geschriebenen Dissertation über zwei Grundbegriffe der

aristotelischen Ethik. Dann trat er sein Militärdienstjahr an und hatte dasselbe nahezu vollendet, als der französische Krieg ausbrach. Er zog mit der Nordarmee aus, wurde aber bereits am 30. August 1870 bei Erstürmung des Lagers bei Beaumont durch einen aus nächster Nähe abgefeuerten Schufs verwundet. Die Kugel ging durch den Hals, hart an der innern Seite der großen Schlagader vorbei. Er wurde zurückgeschickt, konnte aber schon Ende Oktober wieder eintreten und an der Belagerung von Paris, sowie an der Schlacht bei St. Quentin teilnehmen, wo er im Kugelregen tapfer seinen Halbzug anführte. Krank und nervös kehrte er nach dem Friedensschlusse heim, erholte sich aber bald in einem Schweizer Bade und wirkte dann 1871—1876 als Lehrer zwei Jahre an den Franckeschen Stiftungen in Halle und drei Jahre am Progymnasium zu Neumark in Westpreußen. Inzwischen hatte er 1872 sein Staatsexamen für klassische Philologie, alte Geschichte und philosophische Propädeutik absolviert und bald darauf (am 24. August 1872) diejenige heimgeführt, welche ihm dreiundzwanzig Jahre hindurch in Freuden und Leiden als treue Gefährtin zur Seite gestanden hat.

Befreit von dem Drucke der Examina und in angenehmer Häuslichkeit wandte er sich nun ganz der Philosophie zu und verfasste zu Neumark sein philosophisches Erstlingswerk, welches sich zur Aufgabe stellte, „Steinthals psychologische Formeln“ zusammenhängend zu entwickeln. Doch ist es unzutreffend, wenn Glogau auch späterhin auf Grund dieser Jugendschrift als Anhänger Steinthals aufgeführt wird. Das Band persönlicher, enger Freundschaft zwischen beiden hat sich nie gelockert, wie denn auch die beiden Bände des Hauptwerkes dem „hochverehrten Lehrer und Freunde“ gewidmet wurden, aber für Glogau's Philosophie ist die natürliche Grundlage neben dem eigentümlich aufgefaßten und angeeigneten Platon namentlich in Spinoza und vor allem in Leibniz zu suchen.

Inzwischen war in unserm Freunde die Sehnsucht erwacht, Philosophie an einer Universität zu lehren, und veranlafste ihn, im Herbste 1876 an das Gymnasium zu Winterthur überzusiedeln; von hier aus habilitierte er sich 1878 an der Universität zu Zürich und fuhr im Sommer 1878 zweimal wöchentlich hinüber, um Vorlesungen zu halten. Und als sich diese Doppelstellung auf die Dauer als

undurchführbar erwies, entschloß sich der Philosoph, seine feste Stellung als Gymnasiallehrer aufzugeben, ganz nach Zürich übersiedeln und als Privatdozent den Unterhalt für sich und seine Familie durch Stundengeben und Halten von Pensionären zu beschaffen.

Seine aufopfernde Hingebung an die Sache der Philosophie sollte nicht unbelohnt bleiben. Nachdem 1880 der erste Band seines Hauptwerkes erschienen war, erhielt er Ostern 1882 eine eigens für ihn gestiftete Professur der Philosophie am Polytechnikum zu Zürich. Doch fühlte er sich in der Schweiz nie ganz wohl, hauptsächlich, weil er als Ausländer von der Beteiligung am politischen Leben ausgeschlossen war, zu welchem er all sein Leben große Neigung zeigte, — wiewohl ihm schon sein Platon sagen konnte, daß dieser Welt nicht aufzuhelfen ist, so lange nicht entweder die Philosophen zu Herrschern oder die Herrscher zu Philosophen werden, eine Hoffnung, von der wir doch auch heute noch ziemlich weit entfernt sind. Auch ist dies vielleicht nicht einmal sehr zu bedauern: denn die Menschheit hat zeitliche, von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde Interessen, und sie hat ewige Interessen, die sich durch alle Zeiten gleich bleiben; die Pflege der letzteren liegt dem Philosophen ob, und so mag er die ersteren getrost dem Staatsmann überlassen.

Indessen folgte unser Philosoph freudig dem Rufe, der ihn ins Vaterland zurückführte; Ostern 1883 wurde er Extraordinarius in Halle und schon ein Jahr darauf Ordinarius der Universität Kiel, welche ihn leider nur noch elf Jahre zu den ihrigen zählen sollte.

Mit unübertroffener Pflichttreue und Pünktlichkeit widmete er sich hier seinem akademischen Lehramte; aufs eifrigste beteiligte er sich an allen Angelegenheiten der Universität, und auch seine politischen Neigungen fanden im hiesigen konservativen Verein, dessen Vorstände er mehrere Jahre angehörte, willkommene Nahrung.

Inzwischen wuchs langsam aber stetig seine philosophische Erkenntnis und fand ihren reifsten Ausdruck in dem 1888 erschienenen zweiten Bande seines Hauptwerkes, des „Abrisses der philosophischen Grundwissenschaften“. Ein dritter Band, der die Metaphysik und mit ihr die Krönung des Gebäudes liefern sollte, ist leider nicht mehr zur Ausführung gelangt. Doch enthalten die beiden vorliegenden Bände zusammen mit seiner Psychologie (1884)

und Logik (1894) ausreichendes Material, um die Weltanschauung des Philosophen nach allen Seiten kennen zu lernen. Eine kurze und präzise Darstellung derselben würde im Interesse der Geschichte der Philosophie sehr erwünscht sein, ist aber noch nie geliefert worden und auch nicht leicht zu liefern.

Glogau's Schriften sind keine ganz leichte Lektüre. Überall tritt er uns in denselben als ein gründlicher, tiefbohrender Geist entgegen, der allen Seiten der Natur und des Lebens gerecht zu werden bestrebt ist. Aber nur mit mühsamem Ringen findet er einen Ausdruck für das, was ihn innerlich bewegt. Die Diktion ist schwer, hart und nicht selten dunkel. Da herrscht nicht sowohl die sonnige Klarheit des Platon, als vielmehr die Mondscheinbeleuchtung des Plotin. An Plotin erinnert auch der weihevoll Ernst, der über dem Ganzen liegt und in schönem Einklange mit der Würde und Tiefe des Gegenstandes steht, welcher die edelsten Besitztümer zweier Welten, das Gottesbewußtsein des Christentums und die Ideenlehre des Platon zu verschmelzen bemüht ist.

Da blickt überall aus dem heiligen Dunkel des Hintergrundes hervor das Seiende, τὸ ὄν, welches allein diese Bezeichnung in vollem Sinne verdient und von Glogau, in berechtigter Akkomodation an die religiöse Überlieferung, Gott genannt wird. Die Gewißheit Gottes schöpft unser Philosoph aus der Gewißheit des eignen Selbstes: „Gott ist, weil ich bin“, lauten seine tiefsinnigen Worte, welche, wie er selbst sagt, nicht sowohl verstanden als erlebt sein wollen.

Alles andere Sein ist nur ein abgeleitetes; so schon das der Ideen, unter denen Glogau nicht mit uns Naturkräfte, sondern in erster Linie Allgemeinheiten wie das Gute, das Wahre, das Schöne versteht. Diese Ideen bezeichnet er als ein μέγαρα τοῦ ὄντος, als „einen Abglanz der göttlichen Ursonne“ und findet dieselben einerseits durch einen schöpferischen Akt verwirklicht in der Natur (deren bloß phänomenale Realität, wie bei Leibniz, zugestanden aber nicht in ihren Konsequenzen durchgeführt wird), andererseits läßt er die Ideen den endlichen Geistern als den von Gott verliehenen Wesenskern eingeboren sein, als Kräfte, die allmählich in dem zur Gottähnlichkeit sich aufringenden endlichen Geiste, vermöge einer ihnen ursprünglich eigenen Sollicitation, zur

Entbindung gelangen. Beide, Natur und Geist, sollen dann durch eine Art prästabilerter Harmonie zusammenhängen.

Doch ich muß darauf verzichten, hier und in der Kürze eine Vorstellung von dem Reichtum der Glogau'schen Gedankenwelt zu geben und will lieber noch von einer persönlichen Berührung und deren möglichen Folgen berichten.

Vor zwei Monaten, als die Schafsischen Preisaufgaben zu stellen waren, trat der Verewigte mit dem Vorschlage an mich heran, gemeinschaftlich und als Ausdruck unseres einträchtigen Zusammenwirkens eine philosophische Aufgabe bei der Fakultät zu beantragen. Mit Freuden ging ich darauf ein und schlug eine Reihe von Thematn vor, bei denen er bald dieses, bald jenes Bedenken hatte. Endlich einigten wir uns, als Aufgabe eine Bearbeitung der Philosophie des Malebranche zu stellen. Da von anderer Seite noch dringendere Wünsche vorlagen, so traten wir freiwillig zurück, jedoch mit dem Vorsatze, unsere Aufgabe im folgenden Jahre wieder zu beantragen. Diesen Vorsatz betrachte ich als eine Schuld gegen den Verstorbenen, deren Einlösung mir obliegt. Ich gedenke daher, im nächsten Jahre die philosophische Preisaufgabe zu beantragen, werde aber als Thema derselben nicht die Philosophie des Malebranche, über die schon so manches vorliegt, wählen, sondern eine Darstellung der Philosophie Gustav Glogau's, und ich hoffe, daß dieser Vorschlag die Zustimmung der Kollegen und auch einen geeigneten Bearbeiter finden wird. So könnte auf Veranlassung unserer philosophischen Fakultät ein Werk entstehen, welches nicht nur einem entschiedenen Bedürfnis der wissenschaftlichen Welt entgegen käme, sondern auch das schönste Denkmal sein würde, welches wir dem verstorbenen Kollegen setzen können.

— Und so dürfen wir hoffen, daß sein Angedenken unter uns nicht so bald verblassen wird. Zwar seiner Leiblichkeit nach ruht er fern von uns in dem heiligen Boden Athens, in der Nähe so vieler Heroen des Geistes, in der Nähe des Platon, den er so sehr geliebt, — aber sein Unsterbliches ist entrückt in eine Sphäre, für die es keine räumliche, keine zeitliche Trennung mehr giebt, und was wir alle nur unzulänglich erkennen, was er selbst sein ganzes Leben hindurch

zu erforschen und zu lehren bemüht war, das ist ihm vor uns allen  
jetzt zu schauen beschieden.

Wir aber, die Zurückbleibenden, sehen ihm trauernd nach.

Friede seiner Asche!

*Ave cara anima!*



## Glogau's Werke.

**De Aristotelis ethicon Nicomacheorum notionibus,**  
quae sunt μεσότης et ὀρθὸς λόγος. Diss. in. Halae 1869.

**Steinthal's psychologische Formeln.** Berlin, Ferd.  
Dümmler, 1876. Mark 4.—.

**Die Entdeckungen des Thucydides über die älteste  
Geschichte Griechenlands.** Progr. d. Progymn. zu  
Neumark i. W.-Pr. 1876.

Zwei Vorträge: **I. Das Wesen und die Grundlagen der  
heutigen Psychologie. II. Ist die Sprache eine  
Erfindung?** (Kurze Darstellung der Metaphysik der Sprache).  
Halle, Max Niemeyer, 1877. Mark 1.60.

### Abriss der philosophischen Grundwissenschaften.

(Das Hauptwerk.) Breslau, Wilhelm Koebner, Bd. I 1880,  
Bd. II 1888. Bis Ende 1895 zusammen Mark 8.—.

**Ziel und Wesen der humanistischen Bildung.** Zürich,  
Caesar Schmidt, 1881, Mark 1.—.

**Die Phantasie.** Halle, Max Niemeyer, 1884. Mark 0.60.

**Grundriss der Psychologie.** Breslau, Wilhelm Koebner,  
1884. Bis Ende 1895 Mark 3.—.

**Ueber politische Freiheit.** Kiel, Lipsius & Tischer, 1885.  
Mark 0.60.

**Die Ideale der Sozialdemokratie und die Aufgabe  
des Zeitalters.** Kiel, Lipsius & Tischer, 1891. Mark 1.—.

**Die Schönheit.** (Eine kurze Aesthetik.) Kiel, Lipsius &  
Tischer, 1892. Mark 0.60.

**Graf Leo Tolstoj, ein russischer Reformator.** Ein  
Beitrag zur Religionsphilosophie. Kiel, Lipsius & Tischer,  
1893. Mark 1.—.

**Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre.**  
Kiel, Lipsius & Tischer, 1895. Mark 5.—.

In Zeitschriften erschienen von Demselben u. A. folgende Abhandlungen:

**Zur Seelenfrage.** Kritik von Steinthal's Ansicht über Menschen- und Thierseele. Ztschft. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft Bd. VIII S. 385—428; 1875.

**Empirismus und Wissenschaftslehre,** ebenda Bd. XIII S. 349—375.

**Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik.** Ztschft. f. Philos. u. philos. Kritik Bd. 73; 1878.

**Ueber die psychische Mechanik,** ebenda Bd. 75.

**Ueber Goethe,** ebenda Bd. 97.

**Kurze Kennzeichnung meines philosophischen Standpunktes,** ebenda Bd. 104.

**Gedankengang von Platon's Phaedon.** Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 7; 1893.



Zentralbibliothek Zürich



ZM02643348

